Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1905)
Heft: 11-12

Artikel: Aus dem Briefe eines Eskimo
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-802955

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dieses Buch gehört wohl unstreitig zu dem Gewaltigsten, was jemals gegen den Wahnwitz des Völkermordes geschrieben worden ist; es führt uns nach der Mandschurei und reisst den Vorhang von all den menschenunwürdigen Greueln, die aus den lakonischen Zeitungsnotizen uns nur verhüllt entgegenstieren.

„Andrejews Buch ist eine Tat — so schreiben die „M. N. Nachrichten" — eine so gute Tat, wie nur je eine mit Schwert und Spiess, mit Bombe und Bajonett vollbracht wurde."

Dieses Werk verdient, dass namentlich alle Friedensfreunde dasselbe kennen lernen, und für die Propaganda wird dasselbe sicherlich eine willkommene Hilfe sein. So hat u. a. Herr R. Feldhaus bei Gelegenheit eines am 10. Juni im Berliner Rathause stattgefundenen Friedensvortrages aus den „Fragmenten" Andrejews einige rezitiert, bei welcher Gelegenheit angeregt wurde, den Verfasser Andrejew zum Ehrenmitglied der deutschen Friedensgesellschaft zu ernennen.

Baronin B. v. Suttner hat nun auch in einem temperamentvollen Briefe zu dem „Roten Lachen", diesem gellenden Verzweiflungsschrei einer gequälten Dichterseele nach dem Frieden, dem endlichen Abbruch der furchtbaren Massenschlächterei auf den ostasiatischen Gefilden, Stellung genommen, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Frau v. Suttner schreibt:

„Mit Entsetzen und Jubel habe ich diese gewaltige Dichtung in mich aufgenommen. Mit Jubel, weil mir scheint, dass noch nie eine schärfere und glänzendere Waffe für den Kampf geschmiedet worden, dem mein Leben geweiht ist, als dieses „Rote Lachen".

„Es wird der Friedensidee die Geister in Scharen gewinnen. Freilich: die Militärfachleute werden es achselzuckend abtun mit „Uebertreibung — Phantasterei — unwahr" — aber die anderen werden ergriffen und erschüttert sein, werden fühlen, wie viel Wahres in dem Dichtertraum liegt; werden einsehen, nicht nur, dass der Wahnsinn zu den Krankheiten des modernen Krieges gehört, das ist ja auch beglaubigte Tatsache — sondern dass der Krieg selber ein Wahnsinn ist.

„Gesegnet sei Andrejew dafür, dass er sein blendendes Talent zu diesem Werk benützt hat — es wird ihm nicht geringe Seelenqual bereitet haben. Nur mit blutendem, zuckendem Herzen kann man solche Dinge schreiben. Aber — als ihm die Schrekkensvision aufgestiegen war, wie ein roter Blitz sein Hirn durchleuchtend, da musste er's niederschreiben. Er wurde dafür — doppelter Ruhm — ins Gefängnis gebracht; aber nachhaltiger und tausendmal grösser als seine Strafe wird sein Lohn sein. Einmal hat er sich damit selber befreit, seinem Gewissen genug getan; zweitens wird die Wirkung nicht ausbleiben.

„Wenn einst — und das muss ja kommen, wenn unsere ganze Kultur nicht untergehen soll — wenn einst die Welt von diesem grössten aller Uebel, vom Krieg, erlöst sein wird, so wird Andrejew mit seinem unvergleichlichen Kunstwerk an dieser Erlösung mitgearbeitet haben wie kein Zweiter."

NB. Was die eigentümliche Form der „Fragmente" anlangt, so ist wohl darauf hinzuweisen, dass Andrejew der Zensur ein Schnippchen schlagen musste — er nennt nicht ein einzigesmal den Namen „Russen" oder „Japaner". Er musste seinen Protest in diese mystische Wolke hüllen, wenn er in einem Lande wie Russland überhaupt zu Worte kommen wollte. *R. F.*

Aus dem Briefe eines Eskimo.

Ein Vertreter eines so stumpfsinnigen Volkes, als welches die Eskimo der allgemeinen Meinung nach gelten, schrieb im Jahre 1756 aus Grönland an den Sohn seines Lehrers, Hans Egede, der ihn zum Christentume bekehrt und getauft hatte, nach Kopenhagen — auf eskimoisch natürlich — folgenden Brief. Dabei sei bemerkt, dass er sich zunächst über das schreckliche ihm im Schreiben des Paul Egede mitgeteilte Erdbeben in Lissabon entsetzt und hernach über den Kolonialkrieg sich äussert, den damals das erstarkte England mit dem geschwächten Holland führte, um ihm seine blühendsten Kolonien in Nordamerika, Indien (Ceylon) und Südafrika wegzunehmen.

Liebenswürdiger Pania! (d. h. Paul.)

Du weisst selbst, wie wert und angenehm mir dein Schreiben ist. Aber wie erschrak ich, als ich darin von dem Untergange der vielen Menschen bei dem Erdbeben, von dem wir hier nichts gehört haben, las, bei dem, wie du sagst, in einem Augenblicke mehr Menschen umgekommen sind, als in unserem ganzen Lande wohnen. Ich kann nicht beschreiben, wie mich dies erregt hat, und wir erschraken so, dass viele von ihrem Wohnorte nach anderen Stellen flüchteten, die ebenso unsicher waren, obgleich der Grund aus Felsen besteht. Denn wir sehen auch bei uns, dass Klippen von oben bis in den Abgrund hinunter zerrissen sind; wann dies aber geschehen ist, weiss keiner von uns. Die Granitfelsen unseres Landes kann Gott, in dessen Macht alles liegt, ebenso leicht erschüttern, und wir armes, elendes Gewürm sind leicht darunter begraben. — — Aber eure Leute scheinen dies nicht sehr zu Herzen zu nehmen, denn sie sind nicht nur munter und zufrieden, sondern sie erzählen uns auch, dass die beiden Nationen (d. h. die Engländer und Holländer), die hierher zum Walfischfange kommen — nicht aus eurem Lande, aber doch eure Glaubensgenossen — einander zu Lande und zu Wasser erschiessen und totschlagen, aufeinander Jagd machen wie auf Seehunde und Renntiere, und sich gegenseitig und solchen, die sie nie gesehen haben und gar nicht kennen, Schiffe und Güter stehlen und fortnehmen, bloss weil ihr Oberherr es so haben will. Als ich den Schiffer durch den Dolmetscher fragte, was der Grund solcher Unmenschlichkeit sei, antwortete er, es sei ein Stück Land dem unserigen gegenüber, das so weit fort liege, dass sie drei Monate brauchen, um dorthin zu segeln. Ich dachte da, dass sie zu wenig Land hätten, um alle dort wohnen zu können; er aber sagte nein! Es sei nur die Gier der grossen Herren nach mehr Völkern und Reichtümern. Ich war über diese Begehrlichkeit so verwundert und es wurde mir darob so bange, dass ich beinahe vor Schrecken gestorben wäre; doch gleich darauf wurde ich wieder froh, du kannst wohl kaum erraten, weshalb? Ich dachte an unser schneebedecktes Land mit seinen armen Bewohnern, und ich sagte zu mir selbst: Gott sei Dank! Wir sind arm und besitzen nichts, was diese gierigen Kavdlunaker (d. h. Europäer) begehren könnten. Was wir über der Erde besitzen, gilt ihnen nichts; was uns zur Kleidung und Nahrung dient, schwimmt im grossen Meere, davon mögen sie nach Belieben so viel nehmen, wie sie bekommen können; für uns bleibt doch genug übrig. Wenn wir nur so viel Speise haben, dass wir uns satt essen können und genug Felle bekommen, um uns gegen die Kälte zu schützen, so sind wir zufrieden, und du weisst selbst, dass wir den kommenden Tag für das Seine sorgen lassen. Wir wollen also nicht darum Krieg führen, auch wenn es in

unserer Macht läge, obgleich wir ebenso gut sagen könnten, es gehöre uns, wie die Gläubigen aus dem Osten von den Ungläubigen im Westen (d. h. Amerika) sagen, diese und ihre ganze Habe gehörten ihnen. Wir können sagen, das Meer, das unsere Küste bespült, gehört uns; unser sind auch die darin schwimmenden Walfische, Walrosse, Tümmler, Narwale, Weissfische, Seehunde, Helbutten, Lachse, Dorsche und Knurrhähne. Doch wir haben nichts dagegen, dass sich andere so viel von dem grossen Vorrate nehmen, wie sie wollen. Wir haben das grosse Glück, von Natur nicht so habgierig zu sein wie sie. Ich habe mich oft über die Christen gewundert und nicht recht gewusst, was ich von ihnen denken soll. Sie verlassen ihr eigenes schönes Land und müssen in diesem für sie so harten und hässlichen Lande viel aushalten, nur um uns zu gesitteten Menschen zu machen; aber hast du wohl so viel Böses bei unserer Nation gefunden und je solche merkwürdige, schlechte Dinge von einem der unseren gehört? Eure Lehrer unterweisen uns, wie wir dem Teufel entgehen können, von dem wir doch nie etwas gewusst haben, und eure übermütigen Matrosen beten in vollem Ernste, der Teufel solle sie holen und zerreissen. Du wirst dich noch erinnern, dass ich ihnen zu Gefallen in meiner Jugend solche Redensarten von ihnen gelernt habe, ohne die Bedeutung zu kennen, bis du mir verboten hast, sie zu gebrauchen, und seitdem ich sie selbst verstehen gelernt, habe ich mehr davon gehört, als mir lieb ist. Besonders in diesem Jahre habe ich so viel von den Christen gehört, dass, wenn ich nicht durch den langen Verkehr viele gute und gesittete unter ihnen kennen gelernt hätte, und Hans Pungiok und Arnarsak, die in eurem Lande waren, nicht erzählt hätten, dass es dort viele fromme und tugendhafte Leute gibt, ich gewünscht haben würde, wir hätten sie nicht gesehen, damit sie nicht unser Volk verderben. Du hast wohl mehr als einmal gehört, dass meine Landsleute von dir und den deinen glaubten, solche Manier sei euch in eurem Lande anerzogen worden, und von einem Frommen unter euch sagten, er gleiche einem Menschen, d. h. Grönländer. Du erinnerst dich wohl des Einfalles, Okakos, Angekoker (d. h. Zauberer und Geisterbeschwörer, die zugleich als Lehrer fungieren) in euer Land zu senden, um die Leute dort zu unterrichten, wie man ein gesitteter Mensch wird, gerade so, wie euer König Prediger hergesandt hat, um uns zu lehren, dass es einen Gott gibt, den wir früher nicht kannten. Doch weiss ich wohl, dass es ihnen nicht an Unterweisung fehlt, und der Vorschlag daher nichts taugt.

Es ist wirklich merkwürdig, mein lieber Pania! Euer Volk weiss, dass es einen Gott, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, gibt, dass sie nach diesem Leben entweder selig oder verdammt werden, je nachdem sie sich betragen haben, und dennoch leben sie, als wäre ihnen befohlen worden, böse zu sein und brächte ihnen das Sündigen Vorteil und Ehre. Meine Landsleute dagegen wissen weder von Gott, noch vom Teufel etwas, erwarten weder Lohn noch Strafe nach diesem Leben, und doch benehmen sie sich anständig, verkehren liebevoll und einträchtig miteinander, teilen alles miteinander und schaffen sich gemeinsam ihren Lebensunterhalt. Es gibt wohl Böse unter uns, die zeigen, dass wir mit euch stammverwandt sein müssen; doch dass an den meisten von uns kein Tadel ist — du denkst wohl nicht, dass ich meines Volkes wegen lüge, du weisst ja aus Erfahrung, dass dies wahr ist — kommt vielleicht von unserem unfruchtbaren Lande. Wie ich zuerst von euren schönen Ländern hörte, habe ich oft ihre Bewohner glücklich geschätzt, weil sie solchen Ueberfluss an wohlschmeckenden Erdfrüchten, Tieren, Vögeln und Fischen jeder Art, schön eingerichtete, grosse und prächtige Häuser, schöne Kleider, einen langen Sommer, keinen Schnee, keine Kälte, keine Mücken, sondern nur wünschenswerte und angenehme Dinge besitzen, und diese Glückseligkeit, so dachte ich bei mir, sei euch nur deshalb zuteil geworden, weil ihr Gläubige und sozusagen Gottes eigene Kinder seid, während wir als Ungläubige zur Strafe in dieses harte Land gesetzt sind. Doch oh! wir glücklichen Grönländer! Oh, du teures Vaterland! Wie gut, dass du mit Eis und Schnee bedeckt bist! Wie gut, falls deine Felsen das Gold und Silber, nach welchem die Christen so gierig sind, enthalten, dieses mit so viel Schnee bedeckt ist, dass es unzugänglich ist. Deine Unfruchtbarkeit macht uns glücklich und befreit uns von Gewalt. Pania, wir sind wirklich mit unseren Lebensbedingungen zufrieden! Fleisch und Fische sind unsere ganze Nahrung; Leckerbissen kommen nur selten vor, sind dann aber um so willkommener. Das eiskalte Wasser ist unser Getränk; es erquickt und umnebelt nicht den Verstand, auch beraubt es uns nicht unserer natürlichen Kräfte, wie das tollmachende Gebräu, an dem eure Leute so viel Geschmack finden. Unsere Kleidung besteht aus dicken, unansehnlichen Fellen, die aber ganz wie für dieses Land geschaffen sind und sowohl den Tieren, solange sie sie tragen, wie uns, wenn wir sie von ihnen bekommen, gute Dienste leisten. Bei uns gibt es also — gottlob! — nicht so viel, dass jemand Lust bekommen könnte, uns deshalb totzuschlagen. Wir leben somit ohne Furcht. Wohl haben wir hier im Norden die grimmigen weissen Bären; doch da wir Hunde besitzen, die für uns mit ihnen kämpfen, haben wir nicht die geringste Gefahr zu befürchten. Von Totschlag hört man bei uns sehr selten, und er kommt auch nur vor, wenn jemand in den Verdacht gerät oder von einem Angekok (d. h. Zauberer) angeklagt wird, einen Menschen mitteslt Zauberei umgebracht zu haben; dann wird er ohne Gnade von den Betreffenden umgebracht, die ebenso viel recht zu haben glauben, ihre Mitmenschen zu töten, wie die Henker eures Landes eure Missetäter. Doch sie prahlen nachher nicht damit oder danken Gott dafür wie die Herren bei euch zu Lande, wenn sie die Bewohner eines ganzen Landes totgeschlagen haben, wie D. mir erzählt hat. Sie können doch wohl nicht dem guten Gotte, der, wie ihr uns lehrt, das Töten verboten hat, danken und lobsingen. Es muss ein anderer sein, der Totschlag und Vernichtung liebt; am Ende ist es gar der Tosnarsuk (d. h. ein bestimmter umgehender, böser Geist, eine Art Teufel). Doch dies kann auch nicht sein; denn dem Satan Ehre geben, hiesse dem frommen Gotte zuwiderhandeln. Dies musst du mir gelegentlich erklären. Ich verspreche dir, dass ich meinen Landsleuten nichts davon sagen werde. Sie könnten darüber so böse werden wie Kana, der nicht Christ zu werden wagte, weil er fürchtete, dadurch den sittenlosen Matrosen ähnlich zu werden. — — —

Nun habe ich sozusagen mit dir gesprochen, und du mit mir; jetzt muss ich meinen Brief versiegeln. Der Schiffer ist bereit, und der Wind ist gut. Unser gemeinsamer mächtiger Beschützer führe sie glücklich über das grosse, gefährliche Meer und bewahre sie vor allem vor den bösen Menschenjägern, vor denen sie sich, wie ich gemerkt habe, am meisten fürchten, und lasse sie unverletzt ihr Vaterland erreichen und dort die Freude haben, dich, du Lieber, zu treffen.

Grönland, 1756. *Paul Grönländer.*

Obschon fünf Menschenalter dahingegangen sind, seit dieser originelle Brief in schwerfälligem Grönländisch geschrieben wurde, verdient er doch heute noch unsere Beachtung, weil uns darin ein Naturkind, das einem in kultureller Entwicklung so niedrig stehenden Volke angehört, mit seinem angeborenen gesunden Menschenverstande das sagt, was wir uns — wollen wir ehrlich sein — auch schon bei mancherlei Gelegenheit selbst haben sagen müssen. Die Ansichten dieses schmierigen, ungebildeten Philosophen, der sich vermutlich in seinem ganzen Leben nie gewaschen hat, und wenn er es tat, den angesammelten Urin der ganzen Familie dazu benützte, sind zu wahr, um nicht auch unsere Anerkennung zu finden, die wir uns so viel besser dünken als so ein tranverzehrender Skrälinger (zu Deutsch: Scheusal); denn das war ja die Bezeichnung, welche die alten Skandinavier bei ihrer Besiedelung Grönlands diesen primitiven Menschen erteilten, die sie ausrotteten, wo sie nur konnten. Wenn wir Europäer es auch in der äusseren Kultur weitergebracht haben als diese Leute, von deren ekelhaften Gewohnheiten selbst der alte Egede manchmal ganz entsetzt ist, so können wir trotzdem von ihrer Moral, die wirklich keine schlechte ist, etwas lernen.

Dr. L. Reinhardt.

Aus unserer Briefmappe.

Neuchâtel, 6. Juni 1905.

Sehr geehrter Herr!

Falls es Sie interessiert, so kann ich Ihnen ein wenig erzählen vom Leben der Friedensfreunde in Neuchâtel. Obwohl ich nun schon einige Zeit da bin, bin ich mit ihnen als Korporation noch nie in Berührung gekommen, wohl aber habe ich einige energische Vertreter unserer Bewegung kennen gelernt, so vor allem Herrn Prof. Emil Farny aus Chaux-de-Fonds, der an der hiesigen Akademie über den Krieg von 1859/60, über die französisch-italienische Allianz, die Einigung Italiens liest, und der zudem einen Freikurs gibt: „Der deutsch-französische Krieg.“ Seit ich Geschichte treibe, sei es am Gymnasium oder an der Hochschule, ist er der erste, den ich kennen gelernt habe, der wirklich Geschichte treibt, der nicht von falscher Heldenverehrung getrieben die Kämpfer von Solferino Heroen nennt, sondern sie vom humanen Standpunkt aus schildert. Mit grosser Beredsamkeit, mit natürlicher Abscheu und echtem Zorne schilderte er die Greueltaten und übte so auf seine Hörer den mächtigsten Eindruck aus. Mir selbst, der ich doch sonst aus grobem Holze geschnitzt bin und nicht gerade mit Gleichmut, aber ohne dass meine Gefühlsnerven zu stark angegriffen werden, lesen kann, wenn wieder eine Schlacht geschlagen wird, mir selbst standen fast Tränen in den Augen, als mir die Greuel so lebhaft geschildert wurden. Von den anwesenden Damen hielten sich die meisten die Ohren zu oder verdeckten das Gesicht mit den Händen.

Solferino benützte er auch, um Henri Dunant und sein edles Lebenswerk zu erwähnen in einstündigem Vortrag, und am Schlusse schenkte er allen Hörern „Un Souvenir de Solferino“ und Clerget, „La question sociale et la paix“, was von den Studenten mit grossem Beifall und Dank angenommen wurde. — Ja, am 20. Mai erwähnte er den Jahrestag der Eröffnung der Haager Konferenz und las aus einer Pariser Zeitung einen Aufsatz von Frédéric Passy vor unter grösstem Beifall der Anwesenden.

Schade, dass Neuenburgs Alma mater nicht mehr Söhne und Töchter hat; wenn aber die paar Dutzend, die seine Vorlesungen besuchen, den gesäten Samen in sich aufnehmen, so ist schon viel gewonnen. — Wenn nur an anderen Orten ein Farny wäre und vor 4—500 Studenten so spräche!

Wenn man durch Neuchâtels Strassen bummelt, so sieht man hier und da an Scheiben, an Briefkasten, an Bretterwänden usw. kleine rote Zettelchen angeklebt, mit der Aufschrift: „L'armée est la sécurité des coffres-forts.“ Von wem diese Propaganda ausgeht, weiss ich nicht sicher; aber ich glaube, dass sie unseren Bestrebungen schadet.

Und nun leben Sie wohl! Wenn Sie mal Prof. Farny im „Frieden“ ein Sträusschen winden wollen, so bin ich Ihnen sehr dankbar.

Mit Friedensgruss

Ihr *H. B.*

Was Kriege kosten.

Unter diesem Titel brachte „Die Umschau“ in der ersten Aprilnummer die folgenden Angaben, die zweifellos jeden interessieren und zum denken anregen.

„In einer Zeit, die einen so gewaltigen Krieg hat wie die gegenwärtige, dürfte es nicht uninteressant sein, etwas über die Opfer zu erfahren, welche der Krieg fordert. Natürlich sind die laufenden Militär- und Marinearmierungskosten dabei nicht mit eingerechnet. Es sei nur ein kleiner Ueberschlag über die enormen Geld- und Menschenopfer gemacht, welche die Kriege der letzten Jahrzehnte forderten. Der amerikanische Freiheitskrieg 1861 bis 1865 kostete, wie das „Wissen f. A.“ berichtet, die kaum glaubliche Summe von 10 Milliarden Dollar, das ist 40,250,000,000 Mark, und 803,000 Mann. Nordamerika verlor dabei 303,000 Soldaten, während Südamerika 500,000 Menschen einbüsste. An zweiter Stelle muss der deutsch-französische Krieg erwähnt werden, welcher der französischen Nation die enorme Summe von 6,320,000,000 Mark nebst einer Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Franken kostete. Frankreich verlor dabei 290,000 Mann, davon bei Gravelotte allein 13,328 Soldaten. Von den Deutschen fielen bei Gravelotte 20,159 Mann. Diese Menschenverluste gehören mit zu den grössten, welche seit 1850 durch Kriege verursacht wurden. Der unglückselige Krieg, der ungefähr zwei Jahre zum Schaden Spaniens auf Kuba wütete, kostete Spanien bereits 600 Millionen Mark und trug ihm den Ruin seiner reichsten kolonialen Besitzung ein. Es wurde ausgerechnet, dass Spanien täglich 700,000 Mark zum Unterhalt seiner 100,000 auf Kuba weilenden Soldaten ausgab. Den Krimkrieg 1854/55 zahlte England mit rund einer Milliarde vier Millionen Mark. Im französisch-italienischen Kriege 1859 fielen 45,000, im österreichisch-preussischen Feldzug von 1866 40,000 Mann. Der Indianeraufstand im Jahre 1857 und der chinesische Krieg drei Jahre später verhalfen 52,000 Seelen ins bessere Jenseits. Die Reihe der englischen Kriege in Afghanistan 1878 bis 1880, im Zululande 1879, in Transvaal 1881, Aegypten 1882, Sudan 1885 und Birma 1885 kosteten 60,000 Menschenleben. Der chinesisch-japanische Krieg 1894 forderte 25,000 Opfer. Nach dem russisch-türkischen Kriege von 1877 sind aus einem einzigen türkischen Flusse über 1000 Leichen ermordeter Kinder herausgefischt worden. Endlich darf man auch die gefallenen Tiere, Pferde, Mulis und Kamele, nicht vergessen. Die britische Armee verlor in dem einzigen Kriege im Sudan 1885 4000 Kamele. Rechnet man aber die laufenden Kosten, welche die Erhaltung der europäischen Streitmächte erfordert, so kommt allein für das Jahr 1896/97 die horrende Summe von Mark 4,254,000,000 heraus. Das meiste gibt Russland für